

Bericht des Internierten Siegfried Beck über den Anfang der Internierung der Surinamer Deutschen im Fort Zeelandia am 10. Mai 1940

Nachdem in Unitas Fratrum Heft 59/60 (2007) schon ein Beitrag von C. L. und H. E. Lamur über die Internierung der deutschen Missionare in Surinam 1940–1947 erschienen ist, wird hier ein ausführlicher Bericht über die erste Phase der Internierung im Jahre 1940 vorgelegt. Er ist Teil der bislang unveröffentlichten Aufzeichnungen und Briefe (in Privatbesitz) von Siegfried und Leni (geb. Tietzen) Beck. Der Schreiber Siegfried Beck (vgl. dazu Unitas Fratrum Beiheft Nr. 15, S. 274–282) lebte von 1899 bis 1926 und 1934 bis 1942 in Surinam. Von 1909 bis 1927 war er Geschäfts-Inspektor (G. I.) der Firma Kersten & Co (Generalmanager) und 1938 bis 1940 Direktor und Hausvater des Kinderheimes Saron für Kreolenkinder aus familiär und sozial schwierigen Verhältnissen. Am Geburtstag der Königin Wilhelmina, dem 31. August, wurde Siegfried Beck 1919 wegen seiner Verdienste um Surinam, auch der Versorgung mit Importgütern während des ersten Weltkrieges, mit dem niederländischen Orden eines Ritters von Oranje Nassau geehrt – eine sonst kaum einem Ausländer je widerfahrene Auszeichnung. Als in der Kolonie hoch geachtete Persönlichkeit stand er mit verschiedenen Gouverneuren in engem persönlichen Kontakt. Zweimal wurde ihm angeboten, niederländischer Staatsbürger zu werden, und als solcher hätte er dann auch Mitglied des Raad van Staaten (Kolonialregierung in Surinam) sein können. Surinam liebte er sein Leben lang und mit den Niederlanden, wo er 1929 bis 1934 in Amsterdam lebte und tätig war, wusste er sich immer eng verbunden. Nach der Inhaftierung im Fort Zeelandia war er zunächst ohne seine Frau interniert im Buitengasthuis und im Copieweg-Lager und dann mit ihr in Groningen und auch wieder im Lager Copieweg. Nur wenige Tage nach den Männern waren auch die dazugehörigen Frauen und Kinder interniert worden, zunächst an anderer Stelle, später mit ihnen zusammen in einem Lager. 1942 verstarb Siegfried Beck im Krankenhaus in Paramaribo und wurde auf dem Missionsfriedhof in Wanika begraben. Viele Menschen in Paramaribo behalten ihn und seine Frau bis heute auch wegen ihrer vielseitig sozial orientierten Tätigkeiten in dankbarer Erinnerung.

Hartmut Beck

In der Nacht vom 9. zum 10. Mai ungefähr um zwei Uhr erwachten wir in Saron von der Klingel an der Treppentür. Es schoss uns durch den Kopf „Nun sind die Kühe vom Kinderhaus wieder ausgebrochen!“ und: „Es ist doch kein Kinderhauskind im Hospital, das plötzlich gestorben sein könnte!“, wodurch wir kürzlich mitten in der Nacht aufgeschreckt worden waren. An dem Treppenflur wurde ich vom Districts Commissaris mit den Worten empfangen: „Deutschland und Niederland sind im Krieg miteinander. Sie müssen mitkommen. Ziehen Sie sich schnell ein paar Kleider an.“ Meine Frau half mir. Es musste schnell gehen, denn schon hieß es: „Beeilen Sie sich.“ Ein

kurzer Abschied. Vor dem Gartentor stand das Auto, in dem bereits Alex Schubert [der das landwirtschaftliche Anwesen Beekhuizen der Firma Kersten & Co gepachtet hatte und bewirtschaftete; Anm. H.B.] mit zwei bewaffneten Polizisten saß. Der Districts Commissaris setzte sich ans Steuer. Es ging den üblichen Weg nach der Stadt, dann durch die Saramaccastrasse, die Waterkant entlang und schliesslich nach Fort Zeelandia hinein, dessen Zugang durch Militär sehr stark besetzt war. Ich war damals noch so naiv in der Erwartung zu leben, dass es sich zunächst nur um ein Verhör handeln würde und dass ich mich auf Ehrenwort würde verpflichten müssen, mich jeder feindlichen Handlung zu enthalten, vielleicht unter einer gewissen Beschränkung der persönlichen Freiheit. Jedenfalls dachte ich, dass es nicht lange dauern würde, bis ich wieder zu Hause sein würde.

Genau 2 Uhr 10 Minuten waren wir von Saron abgefahren, nachdem das Auto schon nach Beekhuizen gefahren war, um A. Schubert abzuholen und dort und in Saron einige Zeit hatte warten müssen. Eine Surinamer Zeitung berichtete, dass zwischen 4 und 5 Uhr deutsche Truppen die niederländische Grenze überschritten hätten und dass um 6 Uhr die deutsche Nota überreicht worden sei, worauf seitens Niederland die Kriegserklärung folgte. Zieht man den Unterschied zwischen der surinamer und der niederländischen Zeit in Betracht, dann ist deutlich, dass sofort nach der Kriegserklärung zur Internierung aller Deutschen in Suriname übergegangen worden ist. Das war nur möglich, wenn die Verhaftung der dafür in Betracht kommenden Personen vorher schon beschlossen und vorbereitet war.

Nach Ankunft des Autos in Fort Zeelandia wurden A. Schubert und ich in ein kleines Lokal gebracht, wo wir von einem jungen holländischen und einem farbigen surinamer Soldaten visitiert werden sollten. Sie fragten uns: „Sie genieren sich doch nicht voreinander?“ Bei uns verlief die Untersuchung einigermaßen gnädig. Wir brauchten nur unsere Jacken auszuziehen, wurden befühlt und alles Geld, Taschenmesser, Uhr, Füllfederhalter und was irgendwie von Wert sein konnte, wurden uns abgenommen. Die Soldaten waren sogar im Zweifel darüber, ob sie mir die Brille lassen durften. Anderen ist es bei der Visitation viel schlimmer ergangen. Einer musste sich, um ein Beispiel zu nennen, vollständig dabei ausziehen.

Dann wurden wir in eine Gefängniszelle gebracht, die ungefähr 6 zu 7 m gross war und für höchstens zehn Menschen berechnet war. In diese Zelle wurden wir zu 18 bis zum nächsten Vormittag zusammengepfercht. Es war eine fürchterliche Luft in der Zelle. Noch bis eine Stunde vorher waren javanische, indische und farbige Sträflinge darin gewesen, die schnell nach dem Gefängnis in Fort Amsterdam gebracht worden waren, um Raum für uns zu schaffen. Es war nicht einmal Zeit gewesen, um die Zellen vor unserem Einzug ordentlich sauber zu machen. Auf den Pritschenplanken, die die eine Längsseite unserer Zelle einnahmen, sah man noch deutlich die schmutzigen Fußstapfen von den vorigen Insassen, die darauf herumgelaufen waren, um ihre Habseligkeiten von dem Wandbrett über den Pritschen wegzuholen. Außer den Pritschen auf der einen Seite war in einer Ecke noch ein Holzfass

mit Trinkwasser mit einem Trinkbecher und in der anderen Ecke ein nur dürrftig hinter einem Holzwandschirm verborgener Kübel für Nachtstuhlgebrauch, in dem sich noch die Exkreme von den vorigen Bewohnern der Zelle befanden. Die Luft in dieser Kerkerzelle war furchtbar, zum Teil aus dem angedeuteten Grunde, und wurde es infolge der Überfüllung immer mehr. Den Tag über nehmen die dicken Steinmauern die Sonnenwärme in sich auf und geben sie dann den ganzen Tag und die ganze Nacht nach innen wieder ab. Nur nach der Gefängnishofseite waren oben in der Wand einige, kleine vergitterte Fensterchen. An den Mauern konnte man noch deutlich sehen, dass früher einmal diese Fenster erheblich größer gewesen waren, dann aber zum größten Teil zugemauert worden waren. Wer einmal in diesem Gefängnis gewesen war, dem ist es für immer eindrücklich geblieben, wie völlig unzeitgemäß und veraltet dieser alte Bau, der im Jahre 1784 einmal renoviert worden ist, tatsächlich ist, und wie mangelhaft in ihm auch für die einfachsten Leute die hygienischen Einrichtungen sind. Man braucht nur die in der Surinamer Volksvertretung schon wiederholt darüber geführten Debatten einmal nachzulesen. Wer hätte gedacht, dass wir jemals in einer solchen Zelle in diesem Gefängnis auf eine derartige Weise zusammengepfert werden würden!

Wir waren in unserer Zelle aber noch keineswegs am schlimmsten dran. Am Anfang des Krieges hatte der in Bremen beheimatete deutsche Dampfer „Goslar“ eine Zuflucht in Suriname gesucht. Seitdem lag er vor Paramaribo auf dem Surinamefluss. Der aus Chinesen bestehende Teil der Besatzung war abgemustert worden und hatte versucht auf einem italienischen Schiffe nach China zurückzukommen. Sofort nach dem Kriegsausbruch wurden die noch auf dem Schiff befindlichen 15 Mann der deutschen Kernbesatzung ebenfalls in das Gefängnis in Fort Zeelandia gebracht. Die Zelle, in die diese Goslarbemannung gesteckt wurde, war schätzungsweise nur ungefähr 4 x 5 m groß. Davon war ein Teil obendrein noch völlig unbrauchbar, weil es aus dem Raum über dieser Zelle ununterbrochen leckte. Der Kapitän protestierte heftig durch das kleine vergitterte Fenster: „Wir sind keine Verbrecher, man darf uns nicht in ein Gefängnis stecken!“ Als die Goslar-Bemannung im Gefängnishof „gelüftet“ wurde, kam einer der befugten Gouvernementsfunktionäre, mit dem sich ein Wortwechsel entspann, und die Proteste gegen die Inhaftierung und Unterbringung in den Gefängniskerkerzellen energisch wiederholt wurden. Die Frage der Wieder-in-Freiheit-Stellung wurde berührt und dabei der felsenfesten Überzeugung Ausdruck gegeben, dass die Deutsche Regierung im gegebenen Augenblick die erforderlichen Maßnahmen zum Schutz seiner Bürger nehmen würde. Als sich der Gouvernementsfunktionär hierbei die Bemerkung entfallen ließ: „Ja, wenn das Deutsche Reich dann noch besteht“, brach ein solch ohrenbetäubendes Gelächter aus, wogegen sich wenig tun liess, dass eine höchst merkwürdige Situation entstand. Später hörte man als Protest aus der Zelle, in der die Goslar-Bemannung untergebracht war, den kräftigen Gesang aus Seemannskehlen: „Deutschland, Deutschland über Alles“ und das „Horst-Wessel-Lied“, wobei

in manch anderer Zelle mitgesungen wurde. So alt und veraltet das Gefängnis in Port Zeelandia auch sein mag, so ist es in seiner Geschichte doch das erste Mal gewesen, dass etwas derartiges in seinen dicken Mauern geschehen ist.

Was den Aufenthalt im Gefängnis besonders unbehaglich und fast unerträglich machte, war der Umstand, dass der eine nach dem anderen über Belästigung von Ungeziefer zu klagen anfang. Der Kampf gegen das Ungeziefer ist in einem solchen alten Steingebäude, in dem durchlaufend die fragwürdigsten Elemente der eingeborenen Bevölkerung untergebracht sind, schwierig und bei einer gewissen Grenze beinahe hoffnungslos. Desto unverständlicher war es, dass man uns Deutsche sofort nach Bekanntwerden des Kriegsausbruches in einem solchen Gefängnis zusammenpferchte. Besonders unerträglich wurde der Gedanke an das Ungeziefer dadurch, dass durch dasselbe verschiedene tropische Krankheiten übertragen werden. Bald fand der, bald jener Wanzen, und noch lange nach unserem Aufenthalt in Fort Zeelandia fanden manche noch Wanzen in ihren Sachen, die daher stammten. Von ärztlicher Seite wird angenommen, dass durch Wanzen die in Suriname so stark verbreitete Lepra (Aussatz) übertragen wird. Andere klagten über Läuse, und während der 15 Minuten, die wir auf dem Gefängnishof gelüftet wurden, konnte man beobachten, wie ein Soldat mit seinem Seitengewehr einen großen Tausendfuß tötete, der aus einer Spalte auf der Treppe herausgekommen war. Die durchgemachten Ungezieferleiden haben uns die Zeit in Fort Zeelandia so eindrücklich gemacht, dass sie sehr wesentlich dazu beigetragen haben, uns den Aufenthalt in diesem Gefängnis für unser weiteres Leben unvergesslich zu machen.

Im Laufe des Vormittags durften wir 15 Minuten auf den Gefängnishof gehen, um uns dort zu lüften. Nach der dumpfen Luft in der Kerkerzelle war jedes bisschen frische Luft eine Erquickung. Jedesmal, wenn die Zellentür aufgetan wurde, um einen neuen Internierten einzulassen, oder die Gefängniswärter Kaffee und Brot zum Frühstück brachten, oder die javanischen Sträflinge den Kübel hinter dem Holzwandschirm reine machten, atmete man doch etwas auf, wenn bei der Gelegenheit auch ein bisschen frische Luft aus dem Gefängnishof mit hineinkam. Ein jedes Mal, wenn die Zellentür geöffnet wurde, sah man neben und hinter den Eintretenden immer einige schwerbewaffnete Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr.

Ich wurde in den Morgenstunden in den Gefängnishof beordert. Wenn ich an die Möglichkeit gedacht hatte, dass es sich um ein Verhör handeln würde, war dies eine Täuschung. Der Districts Commissar teilte mir nur mit: „Ich habe Auftrag, bei Ihnen Haussuchung zu halten. Wollen Sie mir Ihre Schlüssel geben. Das ist besser, als dass ich alles aufbrechen lassen muss.“ Ich konnte nur antworten: „Ich habe hier keine Schlüssel. Die hat alle meine Frau.“ Meine Gedanken waren sehr viel bei meiner Frau.

Wie mochte es ihr ergangen sein? Aus ihren Aufzeichnungen lasse ich folgendes folgen:

„Niemand hatte etwas davon gemerkt, was in der Nacht geschehen war. Als ich mit den 90 Kinderhauskindern um 7 Uhr hinter dem Hause zum Morgensegen saß, ließ ich erst ein Lied anstimmen, dann las ich die Losung der Brüdergemeinde und den 90. Psalm, 1–6 und 9–12. Dann sagte ich, dass ich noch eine besondere Mitteilung hätte und bäte, sie still anzuhören, und teilte kurz mit, was in der Nacht geschehen sei. Ich richtete mich vor allem an die großen Jungen mit der Bitte, nun einmal zu zeigen, dass sie wüssten, was Pflichterfüllung sei, auch wenn sie nicht so kontrolliert würden wie bisher. Es käme vor allem darauf an, dass der Garten gut versorgt würde, denn er müsse uns zu unserem täglichen Brot verhelfen. Dann beteten wir, und legten auch dies Geschehen und unseren Hausvater in Gottes Hand. Es stand alles sehr unter dem Eindruck. Über Tag ging alles gut, und dafür war ich von Herzen dankbar.

Heute Vormittag wurde bei uns Haussuchung gehalten. Da ich mir gleich dachte, dass das eine gute Weile dauern könnte, nahm ich mein Strickzeug und ließ die Herren alles umdrehen. Manchmal konnte ich mich eines heimlichen Lächelns nicht erwehren, wenn sie etwas sehr Wichtiges gefunden zu haben meinten, und dann waren es die Vorbereitungen für meine Bibelbesprechungen. Sie sollen sie gern lesen. Eine Anzahl Mappen mit Briefen, auch die letzten Briefe von unsern Kindern wurden mitgenommen, auch wenn ich wusste, dass bei uns nichts Verdächtiges zu finden sei, so ist es doch nicht angenehm, wenn einem fremde Finger und Augen sein ganzes Hab und Gut durchwühlen.“

Während der Districts Commissar diese Haussuchung hielt und eine Anzahl Korrespondenzen mitnahm, in denen auch nicht das Geringste über politische oder militärische Fragen enthalten war, durchsuchte der Kommandant der nächstbei gelegenen Polizeistation das ganze Haus nach Schusswaffen mit einem gleich negativen Ergebnis. Einige Tage später wurden die beschlagnahmten Korrespondenzen wieder zurückgeschickt. Im Übrigen ist mir nie irgendetwas mitgeteilt worden über das Ergebnis der Haussuchung. Erwähnt sei hier noch, daß vier Tage später auch meine Frau, die Hausmutter des Kinderhauses Saron mit seinen 90 verwahrlosten Kindern, Saron verlassen musste; es ist bezeichnend, daß in diesem Falle ebenso wie in anderen nicht die geringste Rücksicht darauf genommen wurde, wie diese philanthropische Arbeit für die Surinamer Bevölkerung weitergeführt werden könne.

Kehren wir zurück zu den Kerkerzellen in Fort Zeelandia. Nachdem wir 15 Minuten im Gefängnishof gelüftet worden waren, wurden wir in andere Zellen gebracht. Das war eine Enttäuschung für uns, weil wir daraus schließen mussten, dass unser Verbleib im Gefängnis nicht so bald abgelaufen sein würde, und dass man mit einer schnellen, individuellen Behandlung der einzelnen Fälle, die uns in Aussicht gestellt worden war, durchaus keine Eile hatte. In der Zelle, in die ich kam, waren noch Albrecht Beck, K. Maaß und W. Müller. Auf der einen Seite der Zelle waren die uns schon bekannten Pritschenbretter, auf denen knapp fünf Menschen liegen konnten. Sonst standen in dem Raum nur ein zerbrochener Tisch mit einem Wasserbehälter

darauf und der ominöse Holzwandschirm mit dem Nachtstuhl dahinter. Nach dem Innenhof zu war ein vergittertes Fenster, das von außen mit Brettern geschlossen war, wie man es auch sonst bei Gefängnissen sieht. Nach der Außenseite führte eine mit einem vergitterten Guckloch versehene Tür in einen Gang, dessen Fenster nach der Außenseite ebenfalls mit Brettern verschlossen waren. An diesem Gang, der mit einer eisernen Gittertür abgeschlossen war, vor der immer ein Soldat mit aufgepflanztem Seitengewehr stand, waren vier Zellen. In der ersten war ein Holländer namens Verhagen wegen nationalsozialistischer Neigungen eingesperrt. Zu Schulden hatte er sich nichts kommen lassen. Dann kam eine Zelle mit uns fünf Herrnhutern. In der nächsten Zelle waren drei entlaufene Sträflinge aus Cayenne, die in Surinam aufgegriffen worden waren. Am Ende des Ganges war noch eine Zelle, in der zehn Deutsche, die meisten davon Herrnhuter, untergebracht waren. Die Luft in unserer Zelle war furchtbar dumpfig und drückend. Wir waren ja auch fünf Erwachsene, und die Ventilation war völlig ungenügend.

Als am ersten Gefängnistag das Zeichen zum Essen gegeben wurde, bekam jeder Inhaftierte einen emaillierten Essnapf und Becher und einen Löffel. Dann mussten alle antreten, um ihr Essen zu „fassen“. Javanische Sträflinge hatten die großen Töpfe mit Essen gebracht und warteten, bis die Verteilung stattgefunden haben würde, die durch das Gefängnispersonal vorgenommen wurde. Rechts und links von diesem hielten schwerbewaffnete Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr Wache. Auch wenn man in Surinam über Rassenfragen noch so liberal denken mag, so hatte diese Situation bei der ersten Essensausgabe für Europäer, die sich nichts zu Schulden hatten kommen lassen, etwas sehr Kränkendes und Entwürdigendes. Dann ging es in die Zelle zurück, deren Tür ebenso wie die Gittertür am Ende des Ganges wieder fest zugeschlossen wurde. Man hörte noch den regelmäßigen Schritt der Schildwache, die ab und zu einen Blick durch das vergitterte Guckloch in die Zelle warf. Das erste Sonnenstrahlchen kam in der Gestalt von zwei rotbäckigen Äpfeln von der Frau eines Inhaftierten, die sofort verteilt wurden. Bald nachher kamen noch andere Sendungen von Familienangehörigen, die aber mit geteilten Gefühlen in Empfang genommen wurden, weil immer deutlicher wurde, dass wir nicht so schnell, wie wir gedacht hatten, wieder nach Hause zurückkommen würden, und dass wir jedenfalls die Nacht über im Gefängnis würden bleiben müssen. Wie naiv dachten wir damals noch! Im übrigen waren die erhaltenen Sachen sehr willkommen. Wir wussten ja nicht mehr, wie wir stehen, liegen oder sitzen sollten. Um einmal auf- und abgehen zu können, war der Raum zu klein. Man konnte nur auf dem Fußende der Pritsche sitzen oder auf den harten Brettern liegen, was auf die Dauer unerträglich war, weil man für seinen Kopf nichts anderes als die zusammengerollte Jacke hatte.

Am Nachmittag wurden wir wieder etwas in den Gefängnishof gelassen, um vor der Nacht noch etwas frische Luft schöpfen und uns „waschen“ zu können. Hierzu war in einem durch eine Mauer getrennten Teil des Gefäng-

nishofes Gelegenheit. Die zwei Aborte in diesem Nebenhof waren so unsauber, dass sie kaum benutzt werden konnten. An der einen Mauer entlang waren einige nach dem Hof zu offene Abteile mit Holzfässchen, wo man sich waschen konnte. Ausserdem standen zwei javanische Sträflinge mit einem Schlauch von der Wasserleitung bereit, einen jeden, der es wünschte abzuspitzen. Ein schwarzer Gefängniswärter und ein bewaffneter Soldat hielten Wache dabei. Die Zumutung, sich unter diesen Verhältnissen auszuziehen und abspritzen zu lassen, wurde als so unerhört entwürdigend und empörend kränkend empfunden, dass viele auf das Bad verzichteten, wonach sie sonst ein starkes Bedürfnis hatten. Ich denke daran, dass verschiedene vom Gefängnispersonal in einem Verhältnis zu Inhaftierten gestanden hatten, in dem sie zu diesen aufgesehen hatten. Manche hatten früher im Dienst von diesen gestanden, oder sie waren von einem der inhaftierten Missionare konfirmiert worden oder hatten von diesen geleiteten Vereinen angehört. Man denke ferner daran, daß verschiedene der Inhaftierten schon über 60, manche sogar schon über 70 Jahre alt waren, und dass von diesen alten Herren erwartet wurde, dass sie sich unter diesen Umständen baden sollten! Diese Badegelegenheit war der Tiefpunkt dessen, was die Inhaftierten im Gefängnis in Fort Zeelandia erlebt haben. Wenn man das Wort Kulturschande gebrauchen will, dann wird das selten mit mehr Berechtigung geschehen als in diesem Falle.

Als wir wieder in unsere Zellen zurückgebracht waren, blieben unsere Zellentüren noch einige Zeit offen, um noch etwas frische Luft hereinzulassen. Im Lauf des Tages war es unerträglich stickig und heiß in den Zellen geworden. Dazu kamen noch die Moskitten, sobald es anfang dunkel zu werden. Wohl wurden uns Moskittonetze gegeben. Uns half das gar nichts, weil keine Möglichkeit bestand, sie aufzuhängen. Wir konnten sie aber doch wenigstens gebrauchen, um die Lagerstätte für unseren Kopf etwas weicher zu machen.

Am Abend machte der Truppenkommandant eine Runde durch alle Zellen. Ihm war die Versorgung und Aufsicht über die Internierten übertragen worden. Außer dem Gefängnispersonal war er der einzige Beamte, der sich an dem Tage um uns gekümmert hatte. Er überzeugte sich davon, dass unsere Unterbringung in den verschiedensten Beziehungen sehr viel zu wünschen übrig ließ und erklärte es damit, dass die ganze Sache dem Gouvernement vollständig über den Hals gekommen sei und keine andere Unterbringungsmöglichkeit da gewesen sei. Er stellte in Aussicht, dass eine Verbesserung bald stattfinden würde. Wir dachten da allerdings anders darüber. Zumindesten schon Wochen vorher hatte das Gouvernement sich ernstlich mit der Frage beschäftigt, was mit den Angehörigen einer feindlichen Macht bei Kriegsausbruch geschehen solle. Die Inhaftierung war gründlich vorbereitet worden. Das wurde auch in der surinamer Presse besonders betont. Völlig unbegreiflich wäre es, wenn das Gouvernement sich dabei nicht auch mit der Frage beschäftigt haben sollte, wo man die Personen, die man internieren wollte, in einigermaßen angemessener Weise unterbringen konnte.

Auch wenn man die Erklärung, dass keine andere Unterbringungsmöglichkeit gewesen sei, nicht als richtig anerkennen könnte, wurde es doch anerkannt, dass der Truppenkommandant sich persönlich bei den Internierten hatte sehen lassen. Das hatte auch zur Folge, dass die Zellentüren nach dem Gang die Nacht über offen bleiben durften, wodurch die Luft etwas weniger unerträglich wurde. Das Licht blieb zum Teil am Abend länger und zum Teil die ganze Nacht hindurch brennen.

Wir vereinigten uns in unserer Zelle am Schluss dieses Tages zu einem Abendsegen und gedachten in Gebet unserer Lieben und Volksgenossen in der Heimat, von denen viele an der Front noch schwereres durchzumachen haben und unserer Frauen und Kinder in der Heimat und hier in Surinam.

Die Nacht vom 10. zum 11. Mai war äußerst unangenehm. Besonders qualvoll waren auf die Dauer die harten Pritschenbretter. Eine Anzahl Herren waren schon über die sechzig, einige sogar über 70 Jahre alt. Manche von ihnen hatten dies oder jenes Leiden. Je stärker das der Fall war und je älter sie waren, desto qualvoller war diese Nacht für sie. Man wusste nicht mehr, wie man liegen sollte. Die Luft wurde immer stickiger, die Moskitten wurden unerträglich. Ich machte es wie viele Surinamer und wickelte mich ganz in die Decke, auch den Kopf. Nach einiger Zeit glaubte man aber ersticken zu müssen, und dann suchte man das Gesicht so weit frei zu bekommen, daß man etwas Luft bekam, bis einem die Moskitten wieder so zusetzten, dass man sich, so lange man es aushielt, wieder ganz in die Decke einhüllte. Wir atmeten alle auf, als wir aus dem schwachen Lichtschein durch die mit Brettern abgeschlossenen Fenster sahen, dass der Morgen graute. Die zwei an unserem Gang untergebrachten Gruppen vereinigten sich wieder in einem Morgensegen und suchten an der Hand vom 23. Psalm Kraft und Stärke für das, was der neue Tag bringen würde. Wir schlossen mit den Versen „Jesu geh voran, auf der Lebensbahn“ und „Solls uns hart ergehen, lass uns feste stehn“.

Nach dem Frühstück wurde wieder Gelegenheit gegeben, sich zu waschen und zu baden unter den gleichen Umständen wie am Tage vorher. Nach der durchgemachten Nacht war das Bedürfnis nach einem Bade so stark, dass es einem völlig gleichgültig war, ob Sträflinge, Gefängniswärter und Soldaten dabei standen oder nicht. Ein Inhaftierter gab seinen Gefühlen durch die Worte Ausdruck: „Ebenso gut hätten ein paar Hunde dabei stehen können.“ Ein anderer sagte: „Nicht das Entwürdigende, das uns angetan wird, entehrt uns. Das schlägt zurück auf die Personen, die für diese Maßnahmen verantwortlich sind.“ Diese Worte geben wieder, was ein grosser Teil der Inhaftierten an dem Vormittag empfand.

Während des größten Teils des Vormittags wurde den Inhaftierten Freiheit gelassen, sich im Gefängnishof aufzuhalten. Dabei bekam man einen ersten Eindruck über den Umfang der vorgenommenen Internierungen. Oft hörte man Ausrufe des größten Erstaunens, dass man Menschen unter den ungefähr 70 Internierten antraf, bei denen man es nicht für möglich gehalten hätte, sie hier zu finden. Man konnte die Inhaftierten ungefähr in folgende Gruppen einteilen:

Die oben schon erwähnte Goslar-Bemannung.

Im Wirtschaftsleben stehende Pflanzer, Kaufleute etc.

Die deutschen Angestellten und Betriebsleiter der Fa. C. Kersten & Co

Die deutschen Missionare der Herrnhuter Brüdergemeine

Pensionierte Soldaten und Polizeibeamte, die jahrzehntelang im Dienst des Surinamer Gouvernements gestanden hatten.

Von Cayenne entflozene Sträflinge, die zum Teil schon seit vielen Jahren sich auf völlig einwandfreie Weise ihr Brot in Surinam verdienen.

Oesterreichische jüdische Emigranten.

Wenn man nicht von vornherein annehmen wollte, dass der Hauptzweck sei, jeden deutschen Einfluss in Surinam systematisch zu vernichten und auszurotten, dann war ein Teil der Inhaftierungen unverständlich. Viele hatten Surinam beruflich und ehrenamtlich offiziell anerkannte wertvolle Dienste auf wirtschaftlichem, sozialem und geistlichem Gebiet geleistet. Sie waren rücksichtslos mitten in der Nacht aus ihren Betten geholt und verhaftet worden, ohne dass ihnen Gelegenheit gegeben worden war, ihre Angelegenheiten regeln zu können.

Merkwürdig waren auch manche Inhaftierungen, wenn man an die Nationalität der Betroffenen dachte. Verschiedene waren durch ihren Eintritt in fremden Militärdienst aus dem deutschen Staatsverband ausgeschieden und staatenlos geworden. Einige Elsässer waren zu dem Zeitpunkt französische Untertanen. Auch Tschechen, Ungarn und in Surinam Geborene, die nie die Kolonie verlassen hatten, fehlten nicht. Diese ganze zusammengewürfelte Gesellschaft, die monatelang zusammenbleiben sollte, traf sich in dieser Zusammensetzung zum ersten Male am Vormittag des 11. Mai im Gefängnishof von Fort Zeelandia. Nur einige besonders eindruckliche und markante Fälle seien besonders erwähnt:

Unter den Inhaftierten war Victor von Normann, 74 Jahre alt, der bereits 49 Jahre in Surinam war und dessen verstorbene Frau auch aus Surinam gestammt hatte. 22 Jahre lang hatte er bei der Surinamer Feuerwehr und Bürgerwehr gedient, deren Dienst er schliesslich als Kapitän (Hauptmann) verließ, wobei ihm das zwanzigjährige Dienstkreuz verliehen wurde.

Infolge seiner Beziehungen zu der Missionsarbeit der Herrnhuter Brüdergemeine in Surinam hat auf Schreiber einen besonders tiefen Eindruck gemacht, was die in dieser Arbeit stehenden Missionare in diesen Tagen haben durchmachen müssen:

Inhaftiert wurden in der Nacht vom 9. zum 10. Mai folgende Missionare:

1.) Johannes Frey, schon seit ungefähr 19 Jahren Missionar in Suriname, fast die ganze Zeit als Leiter der Stadtmission mit ihren vielen sozialen und philanthropischen Unterabteilungen, wobei die Liebe zu Niederland und dem Oranjehaus gepflegt wurde. Am Abend des 9. Mai hatte Frey noch

einen Filmabend in dem ca. 25 km von Paramaribo entfernten Gouvernements-Aussätzigen-Asyl Groot-Chatillon gehalten, wovon er um 12 Uhr in der Nacht zurückkehrte. Um 1 Uhr wurde er auf rücksichtslose Weise verhaftet und nach dem Gefängnis in Fort Zeelandia gebracht; wo er 17 Jahre lang als Stadtmissionar Gefängnisgeistlicher gewesen ist, und als solcher dem Surinamer Gouvernement in schwierigen Lagen wertvolle Dienste erwiesen hatte. Man kann sich schwer vorstellen, mit welchen Gefühlen Frey nun als Inhaftierter die Gefängniszellen betrat, in denen er noch kurz vorher als Geistlicher die Gefangenen besucht hat.

2.) Hartmut Brauer, Administrator der Missionsarbeit in Suriname und Geistlicher der Noorder Stadtkirche.

3.) Hermann Fischer, Leiter des Protestantischen Aussätzigen-Asyls Bethesda mit seinen 167 Patienten.

4.) Karl Maaß, Javanen Missionar in Surinam.

5.) Willy Schmidt, Leiter der Jugendarbeit der Mission,

6.) Rudolf Ehrhardt, Leiter für die Ausbildung von eingeborenen Evangelisten und Geistlichen.

7.) Siegfried Beck (Schreiber dieses), Hausvater des Heimes für verwahrloste Kinder (90 Kinder), das erste Mal im Jahre 1899 als Missionskaufmann nach Surinam gekommen.

Nicht nur diese Männer und ihre Familien persönlich wurden durch ihre Inhaftierung schwer getroffen. Dies gilt auch von der gesamten Brüder-Unität, die bereits seit 205 Jahren mit großen Opfern an Menschenleben und Geldmitteln in Surinam gearbeitet hat, und der das Surinamer Gouvernement und die Niederländische Regierung hierfür viel Dank schuldig ist. Was den deutschen Missionaren jetzt in Surinam angetan ist, wird die gesamte Herrnhuter Brüder-Unität unzweifelhaft als ihr sei es angetan empfinden.

Als am Vormittag des 11. Mai die Inhaftierten im Gefängnis von Fort Zeelandia zusammenkamen, war schnell ersichtlich, dass die Verhaftungen ohne Rücksicht auf Rang, Stand und Beruf, Alter und Gesundheitszustand der einzelnen oder auf anerkannte treue und wertvolle Dienste für Surinam und seiner Bevölkerung vorgenommen worden waren, und dass auch die Behandlung in Fort Zeelandia darauf keine Rücksicht genommen hatte. Grundsätzlich war alles verhaftet worden, was irgendwie zu den Deutschen gerechnet werden konnte, aber doch waren hierbei einige Ausnahmen gemacht worden!

Gegen Mittag wurden die Inhaftierten in Polizeiautos nach dem Buitengasthuis transportiert. Der Aufenthalt im Gefängnis von Fort Zeelandia hat für jeden durchschnittlich 35 Stunden gedauert, die ganz gewiss kein einziger sein ganzes Leben lang vergessen wird. Wer das nicht selbst miterlebt hat, ist nicht befugt, ein Urteil auszusprechen über die Qualen, die die Inhaftierten in diesen 35 Stunden erduldet haben.

Siegfried Beck